

Digitaler Brunnensturz

Studenten-Bashing steht gerade wieder hoch im Kurs. Dabei gäbe es wichtigere Themen: Zum Beispiel die digitale Wissensrevolution.

Dr. Christian Dries, Institut für Soziologie, Univ. Freiburg

Seit jeher tobt im Feuilleton der Kampf um den Zustand unserer jungen Köpfe. Während in Frankreich der 84-jährige Philosoph Michel Serres kürzlich das hohe Lied der digitalisierten Jugend sang (*Erfindet euch neu!*), ist hierzulande Katerstimmung angesagt: Studenten bzw. neudeutsch ‚Studierende‘ seien angepasste, kritiklose, ichverliebte und faule Nutzenoptimierer, die wie der Kranke am Tropf an überdimensionierten Wasserflaschen hingen, aber keine Bildungsinhalte mehr schlucken wollten, die nicht zuvor von didaktisch getunten Alleinunterhaltern mundgerecht püriert wurden. Im schlimmsten Fall brechen sie sogar in Professorenzimmer ein, um Prüfungsaufgaben zu stehlen, und mindestens ein Viertel von ihnen ist sowieso mit Ritalin und Co. gedopt!

Es stimmt: Wer heute an einer deutschen Universität unterrichtet, benötigt eine ziemlich hohe Frustrationstoleranz. Ein gutes Drittel unserer ‚Kunden‘ – so werden Studierende im Universitätsjargon tatsächlich genannt – wäre an einer Fachhochschule oder im Ausbildungsbetrieb besser aufgehoben. Hausarbeiten mit über zehn Kommafehlern pro Seite und dürftig verschleierte Plagiate haben keinen Seltenheitswert, während Bücher den meisten Bacheloranwärtern eher im Weg stehen. Wer sich in der Bibliothek damit abmüht, wird von Kommilitonen allen Ernstes gefragt, warum er oder sie zu blöd sei, im Internet Zusammenfassungen zu lesen. Zu schade ist sich ein Teil der jungen Leute auch für elementare Höflichkeitsformen. E-Mails mit „Hallo Prof“ und „dann hat sich der Scheiß erledigt“, finden sich – „mit lieben Grüßen“ – in den Postfächern vieler Kollegen.

Wie alle Leidensgenossen habe ich mich über diese ‚Kunden‘ schon mächtig geärgert, ihre geradezu ontologische Bräsigkeit und ihr cooles Desinteresse gezeißelt und mich selbst an eines der neuen feinen ‚University Colleges‘ gewünscht, in denen nur die bildungshungrigen Besten der Besten unterrichtet werden (ich kenne den Unterschied).

Wie viele meiner Kollegen nervten mich die aufgeklappten Laptops, Tablets und ostentativ auf den Tischen platzierten Smartphones, mit denen gedankenflüchtige Seminaristen nebenbei ihr Facebook-Profil im Blick behalten und E-Mails checken. Und wie die meisten meiner Kollegen tröstete ich mich damit, dass Dampf ablassen in jedem Job zu den Kernkompetenzen zählt. Doch obwohl vieles gerade so ernüchternd ist, wie es entnervte Hochschullehrer

unablässig von den Dächern pfeifen, fühlt sich das längst routinierte Bashing inzwischen nicht mehr ganz so stimmig an.

Die Publikumsbeschimpfung der Lernenden durch die Lehrenden ist in etwa so alt wie die Idee der pädagogischen Wissensvermittlung. Nie konnten es die Schüler ihren Lehrern recht machen. Immer schon stritten sich die Jugendverächter mit den Enthusiasten, die im Neuen das Innovative sahen statt den Verfall. Die endlose Debatte gehört zum Bildungsbetrieb wie das Amen in die Kirche. Im Gegensatz zum Gottesdienst ist sie durchaus unterhaltsam, zeichnet sich jedoch wie etliche Kulturkämpfe vor allem durch eines aus: ihre Unentscheidbarkeit. Gute Argumente gibt es für den Niedergang wie für die hoffnungsvolle Zukunft. Meist reicht nur eine kleine Perspektivverschiebung. So lässt sich die allerorten beklagte Erosion der Höflichkeit auch als begrüßenswertes Symptom erodierender Autoritätsgläubigkeit interpretieren. Informelles Verhalten kann beides bedeuten: Mangel an Form und Suche danach.

Das ist kein Plädoyer für Anything goes. Wenn gestandene Gymnasiallehrer berichten, sie könnten heute nicht mehr auf demselben Niveau unterrichten wie noch vor fünfzehn Jahren, dann sollte uns das tatsächlich nachdenklich stimmen. Und wenn frisch examinierte Schüler dann sogar in geisteswissenschaftlichen Studiengängen Bücher lesen lästig finden, ist das ein zweifellos gravierendes Problem. Die Kritiker haben Recht: Es ist etwas faul in der Bildungsrepublik Deutschland. Aber eine realistische Lagebestimmung wird nur daraus, wenn man mitbedenkt, dass wir es sind, die den Unterricht machen und die Strukturen, in denen er sich abspielt. Wir waren es (und unsere akademischen Lehrer), die sich nicht genügend gegen den Bologna-Wahnsinn gewehrt haben. Wir sind es, die unsere modularisierten Studiengänge überfrachten und die vor den realitätsfernen Auflagen der Akkreditierungsagenturen kuschen. Wir sind es, die unsere ‚Kunden‘ auf einen Studienmarathon hetzen, bei dem für manche Hausarbeit am Ende der Semesterferien auch bei bestem Willen nur noch eine Woche Luft bleibt. Wie sollte dabei je ein befriedigendes Ergebnis herauskommen?

Umgekehrt sind es nicht nur wir, die unter diesen Auswüchsen leiden; auch unsere Studenten fühlen sich mit ihren aus der Not geborenen, hingeschluderten Elaboraten unwohl. Sind sie es, über die wir klagen sollten, wenn sie in Sprechstunden fragen, wie sie denn bloß ihr Studium in der Regelzeit abschließen und noch zwei Praktika und einen Auslandsaufenthalt dazwischen quetschen sollen? Wer hat ihnen das kleine Einmaleins der permanenten Selbstoptimierung beigebracht? Wer hat sie dazu genötigt, neben den eigentlichen Inhalten des Studiums auch noch permanent an ihren ‚soft skills‘ und ‚Qualifikationsprofilen‘ zu feilen? Und wer von uns ließe sich nicht selbst andauernd vom eigenen Smartphone ablenken?

Aus der subjektiven Perspektive tun das immer nur die anderen – die alten Honoratioren, die Uni-Verwaltung, die stromlinienförmigen oder die zu jungen Kollegen. Tatsächlich sitzen wir alle im selben Boot. Und vielleicht sehen wir deshalb auch nicht, was uns wirklich umtreiben sollte und worüber wir eine ernsthafte Debatte führen müssen: Es ist der epochale Wandel, dem wir kulturkritisch aufgescheucht, aber weitgehend sprach- und ideenlos beiwohnen und dessen Teil wir doch selbst sind.

Michel Serres' Hymnus auf die *digital natives*, die er liebevoll ‚kleine Däumlinge‘ (*petites poucettes*) nennt, weil sie so behände auf ihren Smartphones tippen, ist nicht frei von großväterlicher Verklärung. Seine Selbstbeschreibung aber liest sich so nüchtern wie luzide: Der Lehrende alten Typs, die klassische Vorlesung und die gute alte Bibliothek werden vielleicht bald verschwinden. Ein paar Klicks auf Youtube zeigen schon jetzt: überall Lehrende. Das Wissen liegt auf der Straße, und das, was wir einst unsere ‚Vermögen‘ nannten, so Serres, tragen die Jungen heute in ihren „Kognitionsbüchsen“ ständig mit sich herum. Der Effekt ist bis in die neuronalen Tiefenstrukturen ihrer Hirne messbar. Kurz: Der ganze biologische, kognitive, mediale, akademische Apparat der Wissensproduktion und -distribution steht vor seiner größten Umwälzung seit Humboldts Universitätsreform und der Erfindung des Buchdrucks. Neues Wissen kommt künftig nicht mehr nur vom Katheder, es folgt vielmehr dem „Prinzip der Serendipität“ (Serres) – es entsteht zufällig, digital, in ‚Echtzeit‘, kollaborativ, über alle möglichen Schranken, wissenschaftstheoretischen Grenzregime und Idiosynkrasien hinweg.

Ein solcher revolutionärer Wandel fordert seinen Preis. Vieles, was uns lieb und teuer ist, gehört womöglich unter Artenschutz. Schon jetzt rangiert das Buch als Medium wie als Kulturtechnik an der Uni nur noch unter fernem Liefen. Wie man Kant, Hegel, Geschichte oder Soziologie ohne es studieren sollte, ist kaum vorstellbar. Mangelnde Phantasie darf uns aber nicht daran hindern, genau darüber nachzudenken, ohne ständig Verlustrechnungen aufzumachen. Wenn wir uns weiter nur über die wahlweise überangepassten oder allzu unbekümmerten Jungen mit ihren „Kognitionsbüchsen“ ärgern, ohne uns zu fragen, was da eigentlich auf uns zukommt und wie wir den unaufhaltsamen Wandel mitgestalten wollen, ist uns – aus Tausend Kehlen – bald das schallende Lachen der thrakischen Magd gewiss, die in der Geburtsstunde des europäischen Geistes jenen ersten Philosophen verhöhnte, weil er weltfern sinnierend in den Brunnen vor ihm fiel.